

Eine berührende Virtual Reality Lesung  
beruhend auf einer wahren Begebenheit.

# LOS

von KLAUS MERZ & Sandro  
Zollinger

## Text

in der VR Lesung verwendet  
1'590 Wörter  
unverändert aus der Erzählung LOS  
2005, Haymon Verlag, 80 Seiten



«Die Erzählung legt es nicht darauf an, das pure «an sich» der Sache zu überliefern wie eine Information oder ein Rapport. Sie senkt die Sache in das Leben des Berichtenden ein, um sie wieder aus ihm hervorzuholen.

So haftet an der Erzählung die Spur des Erzählenden wie die Spur der Töpferhand an der Tonschale.»

*Walter Benjamin, aus «Der Erzähler»*

Wir hatten nach dir gesucht, gerufen, gegraben. Aber alle Rettungskolonnen kehrten unverrichteter Dinge ins Tal zurück. Die Hubschrauber landeten ohne Ergebnis, wurden aufgetankt und standen wieder für andere Aufgaben zur Verfügung. Auch auf dein Passbild im Fernsehen gab es keine Reaktionen. Die Hellseher führten uns ausnahmslos in die Irre.

Mehr konnten wir nicht tun, als unseren Vermutungen zu folgen. Und ein Abtauchen in die Karibik kam nicht wirklich in Frage, nicht für dich, nicht für uns. Auf deinen Konten keine Bewegung.

«Mein Thaler hat sich verwandert.» An diesen Satz deiner Frau klammerten wir uns, zusammen mit deinen grossen, schweigsamen Kindern, und begannen nach allen gescheiterten Nachforschungen unseren Alltag ohne dein Dabeisein langsam wieder in seine gewohnten Bahnen zurückzulenken.

Nur in den Träumen kehrtest du zu uns zurück. Als ob nichts gewesen wäre, tratest du in unsere Stuben und Zimmer, setztest du dich an unsere Tische, legtest du dich in dein Bett. Bis wir dich insgeheim darum baten zu bleiben, wo du jetzt bist.

U nter der herbstlichen Hochnebeldecke rücken die Häuser des Quartiers zu einem Rudel zusammen. Keine Wölfe, Schafe eher von der ängstlichen Art. Die Flachdächer der Wohnblocks sind noch am mutigsten.

Sonst lauter Verzagtheit unter den kleinen spitzen Giebeln.

Nach Fanny und Herta sind auch die beiden Sturmtiefs, deren Namen man sich schon nicht mehr gemerkt hat, grollend übers Land gefahren. Und als wär er ein Neufundländer, bellt ein junger Mann am Radio seine selbstverfasste Morgenlyrik ins Mikrofon hinein. Thaler stellt ihn ab und greift nach seiner Mappe. Der zerfledderte Störig, die «kleine Weltgeschichte der Philosophie», bleibt auf dem Tisch liegen.

Seine Kinder hatten Thaler vor dem Frühstück noch in die Luft gestemmt, als wäre er aus Papier. Am liebsten wäre es ihm manchmal, sie wüchsen in seinem eignen Brustkorb heran - und täten ihn weiten.

Als Thaler ins Freie tritt, gibt er sich unter der Tür einen Ruck. Die Kinder rundherum sind längst eingetan in Horte und Schulen. Oder sie haben bereits eine Lehrstelle, um zu werden wie wir.

**R**aureif liegt überm Land, das Licht leckt die Brokatränder weg. Die Bäume haben in diesem Herbst auf einen Schlag ihre Blätter fallen gelassen. Als Silberband läuft die Hauptstrasse neben den Schienen zum Horizont.

Daheim liess ihn seine Frau, nach kurzem Zögern, wortlos ziehen, vielleicht hilft's, sah er Lena denken. Eigentlich stört er doch nur. Gut, dass er so kurz entschlossen weggegangen ist. Die Kinder haben es lustiger ohne ihn, seine Frau hat es leichter und hat mehr Courage, wenn er nicht da ist.

Sein Zug legt an Geschwindigkeit zu. Nirgends fühlt er sich so gut aufgehoben wie in der Eisenbahn. Unter lauter zufälligen Gästen. Sie sind ihm am zuverlässigsten und am nächsten.

*(als Chat im VR-Film)*

*Hey*

*Hey*

*Stink ich nach Käse?*

*Küss mich!*

Dieser Wunsch, nein, dieser Befehl verbindet sich in Thalers Kopf mit den roten Lippen einer ehemaligen Kommilitonin, die ihn immer wieder mitgenommen hat auf die Strasse, auf die Plätze und Boulevards hinaus. Aber Thaler ist während der Demonstrationzüge regelmässig an den Gehsteigen hängen und dann immer wieder zurückgeblieben, unsicher, verzagt.

Wieder in seiner Mansarde hat er jeweils das Dachfenster geöffnet, ist auf einen Stuhl gestiegen und hat über die Giebel der Stadt hinweggeschaut. Richtung Meer.

Auf allen Schulreisen war er augenblicklich vom Heimweh nach sanfteren Tönen und nach den grünen Hügeln des Mittellandes befallen worden. Das Unverwüstliche, Uner-schütterliche, das steil Aufragende, die schiere Unerbittlichkeit des Felsenwerks, samt Heidi und Geissenpeter, ertrug er nur schlecht.

Dabei dräute, thronte, trompetete der Alpenkranz an klaren Tagen doch schon seit seiner frühesten Kindheit in seinem Nacken, in seinen Ohren: «Im Frühtau zu Berge wir gehn, fallera...» Barfuss. Über Stock und Stein. Und wenn der Alpenfirn sich rötet, der freie Schweizer betet, wie ab der fünften Klasse bereits beim Betreten der Voralpen auswendig abzusingen war, hatte Thaler immer Fieber bekommen.

Jahre später fährt er ans Meer, ins ebene Land hinaus. Mit Sand zwischen den Pinien und Kiefern. Und Sand zwischen den Zähnen. Er gerät an Wüstenränder, und er schwimmt im offenen Meer, starrt ins Zerklüftete hinab. Irritiert, fasziniert und den heimatlichen Alpenketten gegenüber mit jedem Flossenschlag nachsichtiger gestimmt, erschliessen sich ihm die Berge erst an diesem Gegengebirge in der Meerestiefe: Hart, weich und wandelbar werde die Felsen heraufgewaschen an den Strand.

Auch der Fels ist also verwüstlich, endlich, Flugsand wie er selber auch.



Die Schneehöhe nimmt jetzt zu, die Augen brennen, aber ans Umkehren denkt Thaler nicht. Er geht mit kämpferischem Blick voran, genießt das Funktionieren seines Körpers, den sicheren Tritt.

Auf dem Sattel stürmt's noch stärker, ein weißes Segel erhebt sich, fährt gebläht über den Kamm, direkt auf ihn zu. Thaler gibt Vorlage, da reisst's ihm die Schildmütze vom Kopf, er hascht nach ihr, verliert den Halt, gleitet aus, stürzt. Er rutscht, die Füße voran, einen Steilhang hinab, versucht, mit Armen und Beinen rudern, die Fahrt zu bremsen, schlägt Beine und Stirn wund am Felsen, bricht sich den Fuss.

Er hat den Knochen brechen gehört, bleibt in einer sanften Geländemulde auf dem Rücken liegen im Schnee, benommen vor Schmerz und mit einem eigenartigen Gefühl von Genugtuung im Kopf: So etwas war doch schon immer vorgesehen gewesen für ihn, muss er denken.

Sein bisheriges Leben nichts als Stundung, Aufschub, Geplänkel.

Nun gilt es ernst.

Endlich.

Der Schnee deckt Thaler allmählich mit einem weichen Tuch zu, kühlt ihm Stirn und Lider, lindert in Thalers Einbildung den Frost am übrigen Körper und hellt auch den blinden Fleck in seinem Innern auf, die sprachlosen Lippen, die dunkle Silhouette seiner zurückgelassenen Kinder, an denen sich zu wiederholen droht, was ihn selber letztlich immer wieder in diese dünne Luft hinaufgetrieben hat.

Die Suche nach Boden unter den Füßen, Felsvorrat für den Winter, Verankerung in Landschaften und Bildern, im Licht.

**T**haler nimmt wieder all seine Kraft zusammen, ruft: «Steh auf und wandle!»

Richtige Witze hat Jesus nie gemacht, jedenfalls sind keine überliefert, geht Thaler unvermittelt durch den Kopf. Dabei dürfte diesem ausserordentlichen Menschen doch der Humor auch nicht ganz fremd gewesen sein. Und wieso hat man uns seine Anekdoten nicht weitererzählt?

Thaler stöhnt auf: Die wahre Menschenfreundlichkeit und Glaubwürdigkeit sämtlicher Gottheiten und Religionsstifter sollten nicht bloss an ihren Wunden, Wundern und Geboten, sondern auch an ihrem Humor gemessen werden, Herrgott!

«Steh auf und wandle!» Aber da müssen auch noch ein paar Rippen gebrochen sein, dass ihn diese kurze Beschwörung nur schon beim Atemholen so ungeheuerlich schmerzt.

**E**rst abends, spät abends, wird man ihn daheim zu vermissen anfangen, werden die Kinder nach ihm fragen und am Tisch sitzen bleiben, schweigend. Oder sie verkriechen sich in ihre Zimmer, schieben eine beinharte CD in den Schlitz, schießen auf dem Bildschirm die Strichmännchen ab.

Lena wird eine Kerze auf den Stubentisch stellen, sie wird ihre flachen Hände wie einen Giebel über Mund und Nase legen und warm in ihre kalt gewordenen Handflächen hinein-atmen.

Gegen zwei Uhr in der Frühe wird Lena, nachdem es auch bei den Kindern endlich still geworden ist, der Schlaf übermannen, oder die Ängste um Thaler nehmen ganz überhand. – Herrgott, stösst Thaler wieder zwischen den Zähnen hervor, lieber Gott.

Lena!

Mehr fällt ihm nicht ein.

**S**toisch schaut er durch seinen Sehschlitz in den rasch dunkel werdenden Himmel hinauf. Diese Nacht wird eine klare Nacht werden, das weiss er. – Venus erscheint. Soll er das Wort an sie richten, und wie viele Wünsche hat er noch frei, was trüge er einer Sternschnuppe auf, stürzte eine vorbei?

An die Kinder denkt er. Und die alten Eidgenossen kommen ihm in den Sinn, ausgerechnet, die Schlacht bei Sempach, der Mann, der aus der Kulisse tritt und sagt: Sorget für mein Weib und meine Kinder!

Aber Thaler will für niemanden mehr eine Gasse machen, er will keinen Krieg gewinnen, nur einen Frieden, den seinen, wenn's geht.

Kein Wappen, kein Banner, kein wirkliches Wetter. Die Begegnung trägt sich in einer sandfarbenen Unwirtlichkeit zu. Und sie findet statt zwischen einem zarten, hellen Ritter, nein, einer Reiterin auf schmalem Schimmel, Sattel wie Schuhwerk sind rot, und einem schwarzen Rittersmann auf dem Rücken eines schweren Rappen. Der Ritter trägt Helm und Rüstung. Dahinter reitet sein Heer, das man mehr ahnt als sieht. Die Schwerkraft des Schwarzen drängt aus der Tiefe des Raumes stoisch voran.

Der Ort des Geschehens liegt weitab von Henri de Toulouse-Lautrecs Moulin Rouge, er liegt im Niemand-, liegt im Jedermannsland. «Deux Chevaliers en armure», lautet der behelfsmässige Titel, den man vermutlich im Nachhinein gesetzt hat, und auf Deutsch: «Mittelalterliche Kriegsszene». Aber da liegt nicht bloss Krieg in der Luft, selbst wenn uns die Hufe gezeigt werden, unter die wir geraten, unter die Thaler in der kommenden Nacht geraten wird.

Denn da zieht ja auch diese Reiterin mit einher, licht und leicht, als Contredanse sozusagen. Und sie trägt nicht die Schlacht im Auge, das Grauen, sondern den Gral. Oder tragen die beiden einander gar selber, Reiter und Reiterin, in ihren Seelen und Herzen und Köpfen herum?

Wie Mann und Frau?  
Wie das Leben den Tod?

**T**haler will die Arme noch einmal anheben, um zwei Engelsschwingen in den pulvrigen Schnee zu wischen, als Zeichen. Aber seine Muskeln gehorchen ihm nicht mehr. Sein ganzer Körper ist fühllos und steif vor Kälte.

Nein, Todesangst stellt sich nicht ein, schon eher eine fast unanständige Erleichterung darüber, weder vorwärts noch rückwärtsgehen zu müssen

Todmüde,  
wie er jetzt ist.